

⁶ Zwinck und Degle sind als einzige Namen, die in Frage kommen, im CBD (wie Anm. 1) genannt. Für diese und weitere Vergleiche empfiehlt es sich, die weiteren Bände der Corpus-Reihe heranzuziehen, in welcher Oberbayern nimmehr fast komplett vorliegt. Zwar bietet sich das Sigmertshäuser Chorfresko vom Inhalt her zum Vergleich an, dort mit der Trinität und insgesamt reicher konzipiert, doch fallen neben den Ähnlichkeiten (Haltung und Gewand des Engels unterhalb von Christus) und nur allgemein verwandten Zügen wie der teilweisen Verschattung in Details eher Unterschiede ins Gewicht, so die meist präzisere und detailliertere Zeichnung der Haarlocken von Engeln.

⁷ Siehe CBD Band 9: Landkreis Altötting, München 2003, S. 171.

⁸ Zu weiteren Werken und Aspekten siehe auch die Monografie von *Barbara Strieder*: Johann Zick 1702–1762. Die Fresken und Deckengemälde. Worms 1990.

⁹ Dank Rekonstruktion durch Karl Manninger und Wolfram Köberl beeindrucken die Bruchsaler Fresken auch heute, wobei insbesondere Manningers Treppenhausausmalung eine Sternstunde dieser denkmalpflegerischen Spezialaufgabe bildet und vielleicht gar eine der ursprünglichen kongeniale Leistung darstellt. Unter erhaltenen Fresken Zicks dokumentieren die der Amorbacher Pfarrkirche St. Gangolf von 1753 die Höhe seiner Kunst.

¹⁰ Angaben laut CBD (wie Anm. 1).

¹¹ CBD (wie Anm. 1), S. 86–88.

¹² Selbst eine im Figürlichen durchaus steif und unbeholfen wirkende Freskierung wie in Ottendichl (Kreis München) passt im Stilvergleich eher zum Werk von Johann Georg Sang, wohingegen das im CBD Band 6: Landkreis Freising, München 1998, S. 225, Sang zugeschriebene Großseisenbach (Kreis Freising) besser im Oeuvre von Joseph Ignaz Schilling untergebracht scheint, wo man es, wie das Altarbild derselben Kirche, schon einmal verortet hatte. Jüngst wurden im CBD Band 13: Landkreis Eichstätt, München 2008, S. 329, die Fresken in Lenting bei Ingolstadt Zächenberger aberkannt und Franz Josef Eberl zugeschrieben, der im nahen Lippertshofen tätig war. Die fraglichen Fälle sind damit noch nicht erschöpft.

¹³ Vgl. CBD, Band 5: Landkreis Dachau, München 1996, S. 189–191.

¹⁴ Zitiert in CBD (wie Anm. 1), S. 86, aus Kirchenrechnungen des Gerichts Dachau. Dass im folgenden Band 4: Landkreis Fürstfeldbruck, München

1995, S. 26, die Ausmalung der Pfarrkirche in Lochhausen von Franz Schmid (auch die Schreibung des Nachnamens variiert hier) als Tatsache behauptet wird, dürfte auf Flüchtigkeit beruhen.

¹⁵ Laut CBD (wie Anm. 14), S. 26, heißt dieser Johann, im Kirchenführer zu Alling dagegen Matthias (*Lothar Altmann*: iP Kunstführer, München 1995, S. 6). Denkbar wäre eine Namenskombination oder die Existenz zweier Söhne. Ein Johann Schmid aus Alling ist 1769 als Maler des Kreuzwegs in Maisach überliefert (siehe *Lothar Altmann* in: *Inszenierte Pracht. Barocke Kunst im Fürstfeldler Land*, Regensburg 2000, S. 33).

¹⁶ Diese Überlegungen sind bislang nicht publiziert. Sie geschahen im Zusammenhang mit der Arbeit an einem mehrbändigen Nachschlagewerk zur Sakrilmalerei Mitteleuropas seit 1600, woran der Verfasser, fachlich unterstützt von seinem Kollegen Michael Schmid, seit über zehn Jahren tätig ist und das nun kurz vor dem Abschluss steht. Es wird chronologische Werkübersichten zu 4000 Künstlern bieten und Ölgemälde in Kirchen, Fresken und sonstige Wandmalereien enthalten.

¹⁷ Dafür spricht auch das Entstehungsjahr des Retabels 1678, was Franz Schmid ausschließt, falls das Gemälde aus gleicher Zeit datiert. Er ist erst ab 1707 fassbar; genaue Lebensdaten sind, wie auch für seinen Sohn, unbekannt.

¹⁸ CBD (wie Anm. 14), S. 26. Das nicht datierte Fresko wird hier um 1750 angesetzt, ein Zeitpunkt, zu welchem Franz Schmid die Arbeit, falls er noch lebte, wohl dem Sohn überlassen hätte. Doch erfolgt bei CBD keine Festlegung auf einen Künstler.

¹⁹ Assunta sollte genau genommen Bilder Mariens im Himmel bezeichnen (wie jenes oft zitierte von Guido Reni), wengleich es sich auch für Tizians Bild mit den Aposteln eingebürgert hat.

²⁰ Aus der Literatur zu Schöpf (senior und junior) sei hier eine monografische Arbeit ausgewählt: *Christine Riedl*: Johann Adam Schöpf 1702–1772. In: *Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung* 93 (1991), S. 123–372.

²¹ So sind die Fresken in Egenburg (Landkreis Dachau) und Niederdorf im Allgäu partiell geradezu ruinös und stark ausgebeSSERT.

Anschrift des Verfassers:

Hans Christian Ries M. A., Allinger Str. 107, 82178 Puchheim

»Alle Jahre wieder ...«

Volkskundliche Betrachtungen zum Weihnachtsfest

Von Esther Gajek M. A.

Alle Jahre wieder, spätestens im Dezember, wenn der Christbaumverkauf beginnt und der Heilige Abend bevorsteht, taucht die Frage nach dem Alter von Weihnachtsfest und Weihnachtsbaum auf. Oft ist von deren »heidnisch-germanischen« Ursprüngen die Rede, und der immergrüne Baum wird als Dämonenabwehr und Fruchtbarkeitssymbol angeführt. Eine der vielen Vorstellungen bringt sogar den Germanengott Wotan ins Spiel: In den Nächten nach Weihnachten ziehe er mit seinem »Wilden Heer« über die Häuser hinweg.

Ursprung des Weihnachtsfestes

So eindrucksvoll diese Deutungen klingen mögen und so verbreitet sie auch sind, es handelt sich um Interpretationen, die jeder gesicherten Quellengrundlage entbehren. Historisch belegbar ist, dass Weihnachten, als die Feier der Geburt Christi, am 25. Dezember als christliches Fest im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstand. Dem war eine kirchenpolitische Entscheidung vorausgegangen: Die christliche Überformung vorhandener heidnischer Kulte. Die Römer gedachten am 25. Dezember dem »sol invictus«, der unbesiegt Sonne, und dem Geburtstag des Gottes Mithras.¹ Kurz zuvor war der Termin der Wintersonnwende, auch die Juden begehen bis heute ihr Lichterfest Hanukka in diesem Zeitraum. Nur den Christen fehlte ein Festtag, sie feierten mit Epiphania am 6. Januar gegenüber den Festen der »Konkurrenz« zwei Wochen zu spät. Ab der Mitte des 4. Jahrhunderts gab man die Geburt Christi offiziell mit dem 25. Dezember an und beging fortan diesen Zeitpunkt – neben der Passion – als größtes Kirchenfest. Aus den darauffolgenden Jahrhunderten sind nur ganz wenige Überlieferungen zur Feier des

Weihnachtsfestes erhalten. Das Geringe, was wir wissen, deutet darauf hin, dass es sich in erster Linie um ein Ereignis innerhalb der Kirchen handelte. Von einem privaten Fest in unserem heutigen Verständnis kann lange Zeit noch nicht die Rede sein.

Anfänge des privaten Weihnachtsfestes

Die frühesten schriftlichen Belege für Weihnachtsfeiern im Inneren von Häusern, wie wir sie bis heute kennen, stammen erst aus dem 16. und 17. Jahrhundert vor allem aus dem oberdeutschen Raum. Die städtischen Handwerker begingen in ihren Zunftstuben neben anderen Festen auch den Heiligen Abend und schmückten zu diesem Anlass einen kleinen immergrünen Baum. Von diesem Brauch berichtet ein unbekannter Autor in seiner Beschreibung einer Reise durch das Elsass, die 1604/05 entstand: »Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Straszburg in den stuben auff, daran hencket man roszen ausz vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker etc. Man pflegt darum ein vier-eckent ramen zu machen.«²

Weihnachtsbaum

Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts tauchen vermehrt Hinweise auf Christbäume bei Hof und Adel auf, die inzwischen neben dem bunten, oft essbaren Behang auch schon mit Kerzen geschmückt sind. Liselotte von der Pfalz (1652–1722) erinnerte sich als erwachsene Frau am französischen Königshof, wo es zu Weihnachten keine geschmückten Bäume gab, nicht ohne Wehmut an das »Christkindl« ihrer Kindheit am kurfürstlichen Hof in Hannover: »... ich weiß nicht, ob Ihr



Frühe Glückwunschkarte zu Weihnachten.

Foto: Praesent Verlag

ein anderes Spiel hat, das jetzt noch in Deutschland üblich ist; man nennt es Christkindl. Da richtet man Tische wie Altäre her und stattet sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus, wie neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zuckerwerk und alles Mögliche. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen; das sieht allerliebste aus, und ich möchte es heutzutage noch gern sehen.«

Zu einer größeren Verbreitung des Aufstellens von Weihnachtsbäumen und dem häuslichen Feiern der Geburt Christi kam es jedoch erst in den folgenden zwei Jahrhunderten. Während die Einführung des Weihnachtsbaumes in den protestantischen Gebieten Deutschlands schneller vor sich ging, dauerte es in den katholischen Teilen des Landes länger, weil dort in vielen Familien bereits die Krippen den Mittelpunkt des weihnachtlichen Brauchtums bildeten. Erst im späten 19. und besonders dann im 20. Jahrhundert hat sich der Weihnachtsbaum dann auch hier und sogar im ländlichen Raum durchsetzen können.

Ein früher Beleg für das Aufstellen von Weihnachtsbäumen in Hohenlohe stammt aus einem Dekret des Rates der Reichsstadt Schwäbisch Hall von 1758. Es verbot gegen hohe Geldstrafe, zur Weihnachtszeit in den städtischen Waldungen Bäume zu schlagen, um diese zu Hause als sogenannte »Christkindlis Bäumlein« aufzustellen. 1841/42 wird in der Stadtpflegerrechnung von Ingelfingen (Hohenlohekreis, BW) vermerkt, dass Geld durch den Verkauf von »Christkindleinsbäumen« erzielt wurde. Die Städte hatten inzwischen gelernt, dem steigenden Bedarf an Weihnachtsbäumen mit entsprechendem Angebot nachzukommen.

Verschiedene Formen

Bei der Verbreitung des geschmückten Tannenbaumes sind

eine Fülle regionaler Besonderheiten, die parallel bestanden hatten, langsam in den Hintergrund getreten: Zweige oder Äste von immergrünen Nadelhölzern als Zimmerschmuck waren bis in unser Jahrhundert hinein in Württemberg verbreitet. Hölzerne Weihnachtsgestelle mit Adam und Eva, die an den Paradiesbaum erinnerten, kamen vor allem in Norddeutschland vor. In Mittel- und Ostdeutschland gab es Weihnachtspyramiden, die aus einem Holzgestell gefertigt waren, das mit grünen Zweigen und Schmuck dekoriert und dann aufgehängt wurde.

Heute ist der geschmückte Nadelbaum der Mittelpunkt des häuslichen Weihnachtsfestes. Das gilt für die deutschsprachigen Länder und sogar für viele Teile der Erde. Das Aussehen des Weihnachtsbaumes hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Die frühen Bäume wurden mit Äpfeln, Nüssen und Gebäck dekoriert, ihr Behang konnte selber hergestellt werden. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich mit der allmählichen Ausbreitung des Brauches, zu Weihnachten geschmückte Bäume aufzustellen, ein ganzer Wirtschaftszweig, der bis heute vom industriell oder in Heimarbeit gefertigten Christbaumschmuck lebt. Wandernde Händler mit großen Rückenkörben oder die Geschäfte in der Stadt und die Stände der Weihnachtsmärkte boten und bieten die ganze Breite des Sortiments an: gläserne Kugeln und Figuren (aus dem Thüringer Wald), Holzspielzeug (vor allem aus dem Erzgebirge), Rauschgoldengel (nach Nürnberger Tradition) und vielen anderen Baumbehang aus Wachs, Papier und Stoff. Hier werden auch Kerzen, Engelshaar und Lametta verkauft und sogar die schon fertig geschmückten künstlichen Weihnachtsbäume aus Kunststoff.

Das Weihnachtsfest

Unser heutiges Weihnachtsfest ist gekennzeichnet durch das Fest im Familienkreis mit vielen Geschenken und üppigem Essen. Diese Entwicklung gibt es noch nicht sehr lange. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bekamen höchstens die Kinder des städtischen Bürgertums Spielsachen unter ihre Weihnachtsbäume gelegt. In den ländlichen Gebieten gab es am 24. Dezember wenn überhaupt, dann nur Kleinigkeiten zum Spielen und sonst eher nützliche Geschenke, zum Beispiel Kleider oder Schuhe. Die Feiertage wurden hier mit Kirchbesuchen verbunden und waren durch reichhaltigeres Essen als sonst ausgezeichnet. Während das Feiern von Weihnachten heute ganz im privaten Kreis von Familie und Freunden stattfindet, hatte das Fest auf dem Land sogar bis weit in das 20. Jahrhundert hinein einen mehr öffentlichen Charakter. Dazu trugen im katholischen Bereich der Besuch der morgendlichen Roratemessen bei, aber auch die vielen verschiedenen Gruppen mit Gesang und Spiel, die im Advent und selbst noch am Heiligen Abend in die Familien kamen und mit einer Geld- oder Naturaliengabe beschenkt wurden: Anklöpferle, Rollbuben, Pelzmärte und Christkind.

Weihnachtsmann oder Christkind

Auch in anderer Hinsicht hat sich das Weihnachtsfest verändert. Bei den Feiern des Bürgertums im 19. Jahrhundert galten im evangelischen Norden Deutschlands der Weihnachtsmann oder im katholischen Süden das Christkind als Gabenbringer. An beide waren die Wunschbriefe der Kinder adressiert, ihnen dankten sie für die Geschenke und den geschmückten Baum. Während des Jahres wurden Weihnachtsmann und Christkind von den Eltern nicht selten als höchste Instanzen angeführt, um das Wohlverhalten der Jungen und Mädchen zu erreichen: »Warte nur! Das sage ich

dem Christkind« oder »Wenn du nicht brav bist, bringt dir der Weihnachtsmann nichts.« Diese erzieherischen Maßnahmen sind heute kaum mehr anzutreffen.

Bescherung

Weihnachten ohne Geschenke? Das ist für viele ein unvorstellbarer Gedanke. Die Bescherung, das Austeilen der kleinen und großen Päckchen, bildet schließlich den Höhepunkt des Weihnachtsfestes, wie es in Deutschland, den meisten Ländern Europas, ja in vielen Teilen der Welt in den Familien feierlich begangen wird. Nicht nur ein Spielzeug, sondern mehrere Geschenke liegen für jedes Kind unter dem Christbaum. Kein Wunder, dass bei einer repräsentativen Umfrage von tausend englischen Kindern 77% der Acht- bis Vierzehnjährigen am meisten an Weihnachten schätzen, Geschenke zu erhalten.³ Auch wenn die Gaben für die Söhne und Töchter unter dem Weihnachtsbaum dominieren, die Eltern gehen nicht leer aus. Ihre Geschenke kosten meist mehr und sind für den dauerhaften Gebrauch gedacht: Elektrogeräte und Kleider, Schmuck und andere Luxusartikel gehören zu den Favoriten der Erwachsenen. Der Kaufrausch gegen Ende des Jahres schlägt sich in den Umsatzzahlen deutlich nieder. Sie erreichen im Dezember immer den höchsten Stand im Jahr, zum Teil 40% über den Januarzahlen.⁴

Bei der regelrechten Flut an Geschenken, wie sie mittlerweile am Heiligen Abend herrscht, handelt es sich um eine relativ junge Erscheinung. Zwar wird die Tradition der Weihnachtsgeschenke in den Zusammenhang der ersten Weihnacht gebracht (das Jesuskind als Geschenk Gottes), doch es war in den folgenden Jahrhunderten nicht üblich, sich untereinander etwas zu diesem Fest zu schenken. Die frühesten Nachrichten von Gaben zum Heiligen Christ in unserem Kulturkreis stammen erst aus dem 16. Jahrhundert und betreffen die Kinder eines ganz kleinen Kreises der Bevölkerung: Diese durften den Behang des Weihnachtsbaumes »plündern«, sich an Äpfeln, Nüssen und Gebäck satt essen. Weitere Belege für Weihnachtsgeschenke finden sich in Erinnerungen adeliger und großbürgerlicher Kreise: Liselotte von der Pfalz schwärmte von dem »Christkindl« ihrer Kindheit in Hannover, das »neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zuckerwerk und alles Mögliche« brachte.⁵

Profanierung

Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts lässt sich eine gewisse Verbreitung von Gaben zu Weihnachten nachweisen: Die Jungen und Mädchen des Bürgertums und höherer Schichten wurden am Abend des 24. Dezember mit Spielsachen beschenkt. Dieser Brauch steht im Zusammenhang mit dem Wandel des Weihnachtsfestes, der um 1800 begann und bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts reicht: Das Fest entwickelte sich von einer Feier mit religiösem Zentrum und Höhepunkt in den Messen bzw. Gottesdiensten am Heiligen Abend und am ersten Weihnachtsfeiertag zu einem weitgehend profanen geselligen Beisammensein der Familie mit der Bescherung als größter Attraktion. Ein Blick auf zwei exemplarisch ausgewählte Weihnachtsfeiern im deutschsprachigen Raum macht deutlich, wie lange noch in sehr verschiedenen Formen gefeiert wurde.

Evangelischer Norden und katholischer Süden

Theodor Storm beschreibt 1851 in einem Brief, wie in seinem Haus in Husum fünf Personen sechs Stunden lang den Weihnachtsbaum schmückten, unter dem dann die Geschenke ausgepackt wurden: Hans (Storms Sohn, EG) »wurde denn so mit Spielzeug überhäuft, daß er eigentlich zu keinem einzelnen ein rechtes Interesse fassen konnte, er bekam 20 verschiedene, zum Teil, größere Sachen, darunter 4 Bilderbücher, und in der Tat die Creme vom diesjährigen Kinderbilderbüchermarkt; Glasbrenners Marzipan, Bürkners Fibel, Deutsches Weihnachtsbuch von Heger u. ein älteres, Speckters Fabeln.«⁶ Hatte sich die Familie Storm schon in jeder Hinsicht von dem Kind in der Krippe gelöst und feierte sich in Husum selbst, so stehen fast siebzig Jahre später im Salzburger Land, bei der kleinen Feier auf dem Bergbauernhof der Familie Schuster um 1920 noch ganz der religiöse Gehalt der Heiligen Nacht im Zentrum. Es ist bezeichnend, dass die Gebete länger dauerten als die Bescherung: »An diesem Abend wurden immer alle 3 Rosenkränze und die Litanei der Menschwerdung Christi gebetet. Das dauerte fast eine Stunde, danach begann erst der Feierabend für die Mägde, was in Anbetracht des nächtlichen Kirchgangs kaum als solcher empfunden wurde. Nach dem Rosenkranzgebet teilte



Die Hirten kommen zur Krippe,
Szene in der Klosterkrippe
Altomünster. Foto: Baumann

Mutter an alle Walnüsse und hausgebackene Kekse aus, mehr Geschenke gab es nicht. Die Knechte bekamen zugleich auch die ihnen zustehenden Wollsocken und Fäustlinge.⁷

Wandel im 19. Jahrhundert

Für die Bescherung der Kinder an Weihnachten, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert auszubreiten beginnt, gibt es aber noch andere Ursachen. Die Volkskundlerin Ingeborg Weber-Kellermann hat sich ausführlich mit diesem Thema befasst und kommt zu folgenden Ergebnissen: Im 19. Jahrhundert fanden große Veränderungen statt wie der Ausbau der Verkehrs- und Handelswege, die Zunahme des wirtschaftlichen Wohlstands für gewisse Kreise durch die Industrialisierung oder die Trennung von Arbeit und Wohnen. Sie hinterließen in den Familien deutliche Spuren: »In einem entscheidenden Wandlungsprozeß hatte sich das Gesamtbild häuslichen Lebens verändert. Die große Haushaltsfamilie als ländlich-bäuerliche oder städtisch-handwerkliche Produktionsgemeinschaft wurde zur Kleinfamilie der Industriegesellschaft [...] neben dem mit allen patriarchalischen Rechten ausgestatteten *pater familias*, der außerhalb des Hauses dem Beruf nachging, stand als Gegenpol am häuslichen Herd die Mutter und Hausfrau, deren Aufgaben sich auf die Pflege des Haushaltes und die Aufzucht der Kinder konzentrierten. Dies geordnete glückliche Familienleben mit Wohnzimmer und Kinderstube bereitete auch einer neuen Schenkultur den Boden.« Feste im Jahreslauf entwickelten sich zusehends zu Familienfesten mit Gaben für die Kinder. Damit wuchs der Bedarf an geschlechtsspezifischen und die späteren Rollen vorbereitenden Spielsachen: »Trommel, Pfeifen und Gewehr« für die Buben und »Küche mit dem Herdchen und dem blankgeputzten Zinn« für Jettchen und ihre Freundinnen, wie es in den weltlichen Weihnachtsliedern des 19. Jahrhunderts heißt.⁸

Das Weihnachtsfest als Fest der Geschenke kam aus den Städten, von den Bürgern. In dem Weihnachtslied »Morgen, Kinder, wird's was geben«, das in Berlin entstanden ist, klingen bezeichnenderweise bereits 1809 jene Feierformen an, die von nun an bestimmend für das Weihnachtsfest werden sollten: die geschmückte Stube und die heiß ersehnten Geschenke. Diese wurden im 19. Jahrhundert vor allem auf den städtischen Weihnachtsmärkten und im 20. Jahrhundert in den Kaufhäusern und Spezialgeschäften erstanden.

Inszenierte Geschenke

»Die neuen Schenkobjekte [...] bedurften auch einer neuen Szenerie für den Schenkakt, denn die Fülle bunter und süßer Gaben sollte nicht auf realistischem Wege in die Kinderstuben gelangen; Eltern, Großeltern und Paten gaben in diesem allzu ungleichen System des Gebens und Erwiderns ihre Rolle ab an die geheimnisvollen Gabenbringer Christkind und Weihnachtsmann.«¹⁰ Diese strafen und loben an Eltern statt, sie drohen und beschenken je nachdem, ob Jungen und Mädchen unartig oder folgsam waren.

Wer wo wann die Geschenke bringt, ob Christkind oder Weihnachtsmann, lässt sich historisch gut verfolgen. Das Christkind wurde um 1530 von Martin Luther gegen den katholischen Heiligen St. Nikolaus »eingesetzt« und war dann zunächst im Gebiet der Reformation, im 20. Jahrhundert jedoch im überwiegend katholischen süd- und westdeutschen Raum verbreitet. Der Weihnachtsmann als Gabenbringer in der Nähe des St. Nikolaus, ikonografisch aber eher als dessen weltlicher Bruder und eine Art »Herr Winter«, bescherte im restlichen Teil Deutschlands. Heute tritt das

Christkind immer mehr in den Hintergrund zugunsten eines säkularen Typus des Weihnachtsmannes, der sich weltweit durch das US-amerikanische Vorbild durchzusetzen droht: der rot-weiß bekleidete, dicke, lachende alte Mann mit großem weißen Bart, der schnarcht, sich die Schenkel klopft und auch mal Coca-Cola trinkt. Santa Claus straft nicht mehr, sondern schöpft aus dem Vollen der westlichen Konsumgesellschaft; er überhäuft Groß und Klein mit Gaben aus seinem nie leer werdenden Sack.

Tradition des Weihnachtsgeschenkes

Mit den Weihnachtsgeschenken waren und sind gesellschaftliche Erwartungen, rechtliche Beziehungen und soziale Systeme eng verknüpft: der Weihnachtszehnt für den Gutsherrn, der Weihnachtstaler für das Patenkind, das Geld- oder Naturalgeschenk an den Dienstherrn, das 13. Monatsgehalt für den Arbeitnehmer. Gebender und Empfangender sind sich ihrer Rechte und Pflichten wohl bewusst. Der Reiche beschenkt die Armen mit Almosen und Spenden: »Geben ist seliger denn Nehmen«, besonders dann, wenn Spenden steuerlich absetzbar sind. Im Gegenzug musste für den Reichen gebetet und gedankt werden. Geschenke an Weihnachten sind »Aufrechterhaltungsriten«. Sie binden Freunde und stärken Geschäftsbeziehungen, sei es mit Jahreskalendern, Kugelschreibern, Spirituosen oder mit einer Grußkarte, wie sie 1843 erstmals in England als vorgedruckte Karte zur Weihnachtszeit aufkam.¹²

So schön Weihnachtsgeschenke sind, so belastend können sie auch sein: Was für einer immensen Anstrengung bedarf es, jedes Jahr für ohnehin schon alles besitzende Familienangehörige, Freunde, Nachbarn, Kollegen und Geschäftspartner am selben Tag das passende, originelle, individuelle Geschenk bereitzuhalten! Kein Wunder, dass sich so mancher dem Terror der Geschenke entzieht und nichts mehr verschenkt. Das ist gesellschaftlich betrachtet vermessend, aber es könnte auch ein erster Schritt zur Rückkehr in die Armut des Stalls von Bethlehem sein. Dort wusste man, dass sich die wirklichen Gaben des Lebens nicht kaufen und verschenken lassen: Zufriedenheit, Dankbarkeit, Glück und der »Friede auf Erden«, der Kern der weihnachtlichen Botschaft. Das sind die himmlischen Geschenke.

Anmerkungen:

¹ 274 setzte Kaiser Aurelian den syrischen Gott Elagabal als Reichsgott *sol invictus* ein. – Der aus der indoiranischen Kultur stammende Mithras wurde gleichfalls in der römischen Kaiserzeit von den Soldaten als ein in Beziehung zur Sonne stehender Erlösergott *sol invictus* verehrt.

² Zitate und folgende aus: *Ingeborg Weber-Kellermann: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit.* Luzern und Frankfurt 1978. – Vgl. auch: *Paul Löcher: Wie's einstens war zur Weihnachtszeit.* Ein Buch der Erinnerungen. Ostfildern 1980.

³ *Gerhard Schmied: Schenken. Über eine Form sozialen Handelns.* Opladen 1996, S. 184.

⁴ Statistisches Bundesamt: Reale und Nominale Umsatzzahlen im Einzelhandel nach Wirtschaftszweigen 1994–2001. Einzelhandel (oh. KFZ u. oh. Tankstellen).

⁵ *Weber-Kellermann, Weihnachtsfest*, S. 110.

⁶ *Gerd Eversberg (Hrsg.): Theodor Storms Weihnachten. Dokumente, Gedichte, Erzählungen.* Husum 1995, S. 7ff.

⁷ *Eva Blimlinger und Heinz Blaumeiser (Hg.): Alle Jahre wieder ... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder.* Wien/Köln/Weimar 1993, S. 97.

⁸ *Weber-Kellermann, Weihnachtsfest*, S. 94f.

⁹ *Ingeborg Weber-Kellermann: Das Buch der Weihnachtslieder.* Mainz 1998.

¹⁰ *Weber-Kellermann, Weihnachtsfest*, S. 95f.

¹¹ *Gisela Clausen: Schenken und Unterstützen in Primärbeziehungen. Materialien zu einer Soziologie des Schenkens.* Frankfurt am Main u. a. 1991, S. 105.

¹² *Roland Wöhlhahn: Der braven Kinder Weihnachtswünsche. Weihnachtsglückwünsche des 19. und 20. Jahrhunderts.* Berlin 1991.

Anschrift der Verfasserin:

Esther Gajek M. A., Alexander-Ferdinand-Straße 2, 93051 Regensburg